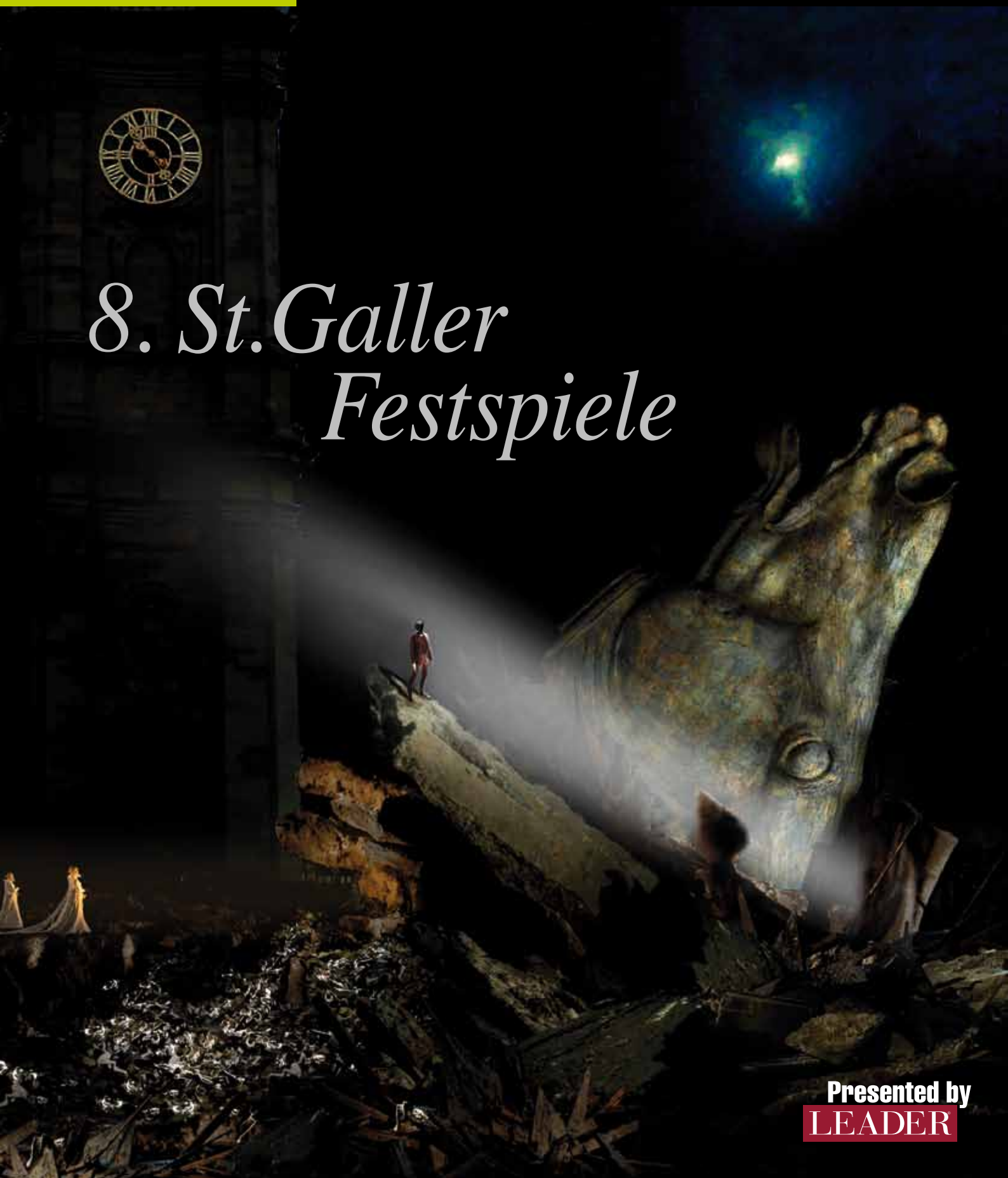
st.ga//er festspie/e

TRÜMMER

Das Hintergrundmagazin zu den 8. St.Galler Festspielen // 2013



8. St.Galler Festspiele

Presented by LEADER

LIBRI

// AUFBRUCH

«Zwischen absolutem Glück und abgrundtiefer Trauer»

«Eines meiner Lebensideale besteht darin, die Menschen ganz im Sinne Platons um eine Sache herum zu scharen und sie zu animieren, einzig das Ziel zu verfolgen, gemeinsam das Verständnis dieser Sache voranzutreiben», sagt Christoph Riedweg, ehemaliger Direktor des Istituto Svizzero di Roma (ISR) und Professor für Klassische Philologie/Gräzistik an der Universität Zürich im Gespräch mit der Musiktheaterdramaturgin Alexandra Jud.

Christoph Riedweg, Attilas Spuren führten von Asien über Aquileia bis vor die Tore Roms. Ihr Weg führt Sie nun von Rom zurück nach Zürich. Was hat der Schritt nach Rom für Sie bedeutet und wie erleben Sie diese Rückkehr nach acht Jahren?
Es ist eine echte Rückkehr. Der Weg nach Rom war ein Aufbruch in eine erträumte Welt, denn Rom hat für mich immer etwas Magisches ausgestrahlt, und für einen Klassischen Philologen ist diese «ewige Stadt» natürlich ein Eldorado. Kennengelernt habe ich Rom auf einer Exkursion im Jahr 1980. Die Stadt hat mich sofort in ihren Bann gezogen. Man findet von der Antike über das Frühchristentum, das Mittelalter und die Renaissance bis in die Gegenwart wirklich aus jeder Zeit etwas Besonderes, das historische Spuren aufweist. Das führt dazu, dass Rom wie vielleicht keine andere Stadt das Auge nährt. Dazu kommt aber auch die auffällige Herzlichkeit der Römer, obwohl Rom eine gestresste Stadt ist und die Lebensbedingungen der Römer in mancher Hinsicht alles andere als ideal sind. Diese menschliche Qualität offenbart sich in ganz alltäglichen Situationen: Geht man etwa regelmässig in eine Bar, so wissen die Camerieri genau, welchen Typus Cappuccino man möchte und sie bereiten ihn dann genau so zu. Das ist schon ein Lebensgefühl.

Ihr beruflicher Werdegang gibt sich als sehr linear. Sie machen Ihr Doktorat, habilitieren sich und werden Professor. Wie haben Sie diese Entwicklung erlebt?
Es ist eigentlich ein Zufall, dass ich Griechisch studiert habe, und zwar verdanke ich dies dem Hindemith-Schüler Pater Daniel Meier. Als ich ans Gymnasium gegangen bin, hatte ich nur ein Ziel: Ich wollte modern sein – also Englisch lernen. Doch dann sagte dieser Pater zu mir: «Aber hör doch einmal auf den wunderbaren Klang der griechischen Sprache, und schau auf die vollendeten Proportionen vom Parthenon!» Da er ein ausgezeichneter Musiklehrer war, habe ich mich von ihm überzeugen lassen und Altgriechisch gewählt. Im Studium erging es mir ähnlich. Ich hatte immer die Idee, zuerst einmal aus Vergnügen Griechisch und Latein zu studieren und danach ernsthaft zu überlegen, was ich mit dem Leben anfangen soll. Das Fach hat mich aber mehr und mehr fasziniert. So finde ich nach wie vor, dass die Verschmelzung zwischen der paganen und der jüdisch-christlichen Tradition, die unsere Identität massgeblich mitbestimmt haben, etwas vom Spannendsten ist, mit dem man sich beschäftigen kann. Es sind dort Strukturen zu entdecken, die der Situation der heutigen Welt und dem «clash of civilizations» vergleichbar sind. Dazu kommt aber, dass ich auch viel Glück hatte. Ich bin in einer Phase habilitiert worden, in der die ostdeutschen Universitäten neu aufgebaut wurden und überhaupt ein Generationenwechsel anstand. Ich konnte mich nach der Habilitation gleichzeitig auf sechs Stellen bewerben, was sehr aussergewöhnlich ist. Ich habe dann zuerst eine Professur in Mainz und dann diejenige in Zürich erhalten. Das war wirklich sehr rund gelaufen für mich!

Sie haben im Nebenfach Musikwissenschaft studiert und neben ihrem Studium das Lehrdiplom für Orgel absolviert. Welchen Stellenwert hat die Musik in Ihrem Leben?
Ja, und ich hatte jahrelang auch noch meinen eigenen Chor und jedes zweite Wochenende im Gottesdienst gespielt. Ich führte eigentlich zwei Leben. Wenn man das Recht hat, auf einer Orgel zu üben, dann wird man bei vielen kirchlichen Anlässen angefragt und muss sich an die vereinbarten Überzeiten halten. Insofern wurde es mit der Zeit immer schwieriger, dies mit dem Hauptberuf zu verbinden. Bisher habe ich das Orgelspiel noch nicht wirklich vermisst. Denn als Hörer bedeutet mir die Musik nach wie vor sehr viel, vor allem Bach, der in seiner Musik die ganze Weite des menschlichen Gefühls zwischen absolutem Glück und abgrundtiefer Trauer ausdrücken kann, aber immer geborgen durch das Religiöse – er ist noch immer mein Held. Scherzhaft sage ich oft, dass ich nach der Pensionierung wieder anfangen werde. Das Klavier war immer bei mir, es kam mit nach Rom und ist jetzt wieder hier zurück. Und gerade heute hat es mir so viel Freude bereitet, meine Musikalien einzuräumen, dass ich gedacht hatte, ich sollte unbedingt wieder zu spielen beginnen.

Das heisst aber, dass Sie sich lieber auf eine Sache konzentrieren und dieser auf den Grund gehen, als viele Dinge gleichzeitig in Angriff zu nehmen?
Ja, das auf jeden Fall. Nach dem Orgeldiplom war es für mich klar, dass ich an der Universität weitermachen wollte. Ich bekam

ein Stipendium und konnte für je ein Jahr nach Oxford, Leuven und München gehen, was für jeden Forscher ein Traum ist! Danach wurde ich relativ jung Professor und hatte daher keine vorfabrizierten Vorlesungen, sondern musste mir alles erst erarbeiten. Da hätte ich überhaupt keine Zeit mehr gehabt für das Orgelspiel. Dazu kommt, dass ich immer die Einstellung hatte: Wenn ich etwas mache, dann will ich es ganz machen. In einer Leitungsfunktion sieht das wieder etwas anders aus. Zum Beispiel in Rom machte ich immer tausend Dinge auf einmal. Wissenschaftler zu sein und Direktor oder Manager zu sein, das sind zwei völlig verschiedene Lebensstile. In der Wissenschaft braucht man einen sehr langen Atem und viel Selbstmotivation über Monate und Jahre hinweg. Als Direktor ist man hingegen ständig auf Trab, man hat einen viel höheren Adrenalinspiegel, bekommt dafür aber auch sofort Reaktionen und sieht immer gleich ein Resultat. Das beschwingt, sodass man gleich noch mehr geben kann. Es sind wie zwei Weisen des Arbeitens: Hier geht es um Verwalten und Führen, wo man mit viel Schnelligkeit und guter Organisation handeln muss, während man umgekehrt in der Wissenschaft sehr viel Zeit und Raum braucht, um etwas vertiefend angehen und vorantreiben zu können.

Als Professor für Klassische Philologie sind Sie ständig mit der Vergangenheit konfrontiert. Worin liegt für Sie die Faszination an der Auseinandersetzung mit dem Vergangenen?
Ich habe Griechisch und Latein nie als etwas Antiquarisches verstanden, wo man etwas nur so zu rekonstruieren versucht, wie es einmal gewesen sein könnte. Für mich war und ist die Auseinandersetzung mit diesen Sprachen immer ein Dialog mit der Gegenwart. Uvo Hölscher hat treffend formuliert, die Griechen seien «das nächste Fremde» für uns. In der Beschäftigung mit antiken Texten kann man eine Art ethnologischen Blick gewinnen. Man versucht, sich in die Vergangenheit hineinzudenken und kann sich von dieser Basis aus wieder mit dem Heute konfrontieren – wobei man zu erstaunlichen Entdeckungen gelangt. So versuche ich auch in der Lehre immer, Kontinuitäten aufzudecken und eine historische Längsdimension in etwas hineinzubringen, das völlig gegenwärtig zu sein scheint und Gegenwärtiges in etwas zu entdecken, das ganz altertümlich daherkommt. Es ist unglaublich, wie viele spannende Gedanken und tiefgehende Analysen in der griechisch-römischen Welt zu finden sind. Natürlich muss man sich diese Gedanken zuerst – oft mühsam – erschliessen. Doch hat man sie einmal erfasst, dann bekommt man einen neuen Blick auf das Heute. Dadurch gewinnt man eine viel grössere Freiheit und Flexibilität für den Umgang mit dem Gegenwärtigen.

Dann ermöglicht uns die Auseinandersetzung mit dem antiken Denken, eine Aussenperspektive auf uns selbst zu bekommen?
Ja, genau. Das ist der Wert des Ganzen. Man versucht sich vielleicht zuerst in einer Horizontverschmelzung im Sinne Gadamers, also im Versuch, ganz in das antike Denken eintauchen zu wollen –, wohlwissend, dass man es nie vollumfänglich schaffen wird. Und von dort schauen wir wieder zurück und fragen uns: Was ist anders und was ist gleich? Eine Erkenntnis, die ich erst im Studium gewonnen habe und die meines Erachtens auf die Frage der Migration übertragen werden kann, ist: Aus synchroner Perspektive erscheint die Entwicklung der Sprache als kontinuierliches Anwachsen von Fehlern. Etwa im Übergang von Latein zu Italienisch wurden immer mehr «Fehler» gemacht und diese wurden dann zum Standard. Wenn man aber sieht, was danach geniale Literaten wie Dante, Petrarca oder Tasso aus diesem Sprachmaterial gemacht haben, dann erkennt man, dass es nur so scheint, als ob es abwärts gegangen wäre. Denn genau in diesem bunten Amalgam kann wieder ganz Neues und Geniales entstehen. Das heisst natürlich nicht, dass wir schon jetzt alle Regeln über Bord werfen sollen, aber wir müssen wissen, dass es längerfristig immer so laufen wird. Das ist ein schönes Paradox!

Woher nehmen Sie die Energie, ständig nach Neuem Ausschau zu halten?
Ich glaube, das Entscheidende ist die intellektuelle Neugierde, das unbedingte Wissenwollen. Dies ist genau die Grundbedeutung des Wortes historia. Man muss den Willen haben, den Sachen auf den Grund zu gehen. Man darf sich nie zufrieden geben mit einer äusserlichen Erscheinung, sondern muss die Lust haben, die Oberfläche aufzukratzen. Diese Neugierde sollte möglichst früh bei jungen Menschen geweckt werden, sie müssen vom Entdeckerfieber angesteckt und gepackt werden und dabei lernen, dass es sogar lustvoll sein kann, sich nicht einfach mit dem erstbesten Eindruck zufrieden zu geben.

Hat Sie diese Neugierde auch ausserhalb des universitären Umfelds angetrieben?
In Rom war für mich diese Haltung vor allem im menschlichen Bereich fundamental. Ich finde es persönlich unglaublich spannend, die Lebenswelten anderer Menschen kennenzulernen. Dass man Erkenntnis nur um der Erkenntnis willen, ohne weitere Nebenabsichten gewinnen möchte, das ist vor allem, aber keineswegs exklusiv für den akademischen Weg grundlegend. Es geht darum, sich immer wieder neue Welten erschliessen zu wollen. Und dies konnte ich auch in Rom in dieser sehr breit gelagerten Aufgabe realisieren, die von Wissenschaft über Kunst bis zur Politik alles mit eingeschlossen hatte. Insofern ist die richtig verstandene Neugierde sogar etwas wie eine Lebenshaltung.

In der Antike war die Verbindung zwischen Glauben und Kunst viel enger als heute. Welches Potential des Austauschs sehen Sie zwischen diesen zwei Bereichen unserer Kultur?
Das ist ein sehr weites und interessantes Feld. In der Antike war das Leben in der Tat stark ritualisiert. Religion bedeutete aber kein Set von Glaubenssätzen, sondern es war ein Teilnehmen an religiösen Handlungen und Ritualen, ein «heiliges Tun». Wenn wir die Gegenwart betrachten, so vergessen wir oft, wie kurz bei uns die Zeit zurückliegt, in der konfessionelle Unterschiede noch grundlegend waren. Wir sind entscheidend geprägt von einer enormen Säkularisierungswelle. Ich finde, dass jede Epoche eine Art Aggregatszustand verschiedenster Elemente ist. Wir befinden uns heute in einer Rückkehr zu «pensieri forti». Dies sieht man nicht zuletzt auch in der Religion, der sich gerade junge Menschen wieder vermehrt zuwenden in ihrer Suche nach Antworten auf existentielle Fragen. Dabei müssen wir allerdings aufpassen, nicht wieder in Fundamentalismen zu fallen. Diese geben zwar eine klare Weltordnung vor, was die Orientierung in unserer hochkomplexen Welt erleichtert, aber sie vermitteln stets eine sehr einseitige und reduktionistische Sicht auf die Welt.

Als Direktor des ISR standen Sie an einem neuralgischen Punkt, wo Wissenschaft, Kunst, Wirtschaft und Politik zusammenfliessen. Können die einzelnen Bereiche voneinander lernen oder ist besser, wenn sie nebeneinander bestehen?
Lernen kann man immer voneinander. Aber den Enthusiasmus, mit dem gerade in der heutigen Kulturverwaltung Managementkriterien angewendet werden, teile ich definitiv nicht. Meiner